

Matthias Flachmeyer

KRE

agenda

Matthias Flachmeyer

KRE

Roman



agenda Verlag

Münster

2026

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2026 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda-verlag.de, www.agenda-verlag.de

Umschlagbild: zhaojiankang/istockphoto.com

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-980-5

Um klar zu sehen, genügt oft ein Wechsel der Blickrichtung.

Antoine de Saint-Exupéry

Teil 1

–

Die Untersuchung

Sie haben die falsche Linie genommen. Am Abend zuvor hatte Lorenzo den Streckenplan ausgiebig studiert, damit alles reibungslos klappt. Dennoch haben sie die falsche Linie erwischt und sitzen jetzt in der silbern glänzenden Bahn, die in einem weiten Bogen den inneren Ring abklappert, um irgendwann an der nördlichen Seite der Merton Plaza zu enden.

Die Zeit verrinnt. Lorenzo fängt die Blicke seiner Frau Maria ein, in deren Verunsicherung sich zaghaft der Anflug eines Vorwurfs schleicht, weshalb er unbedingt die Standortfunktion ihrer Miniolografer abschalten musste. Schnell sucht er in seinem Kopf den eingepägten Streckenplan ab, doch es gibt keine Ausweichmöglichkeit mehr. Natürlich werden sie zu spät kommen. Dieser Schlamassel ist aber nicht allein seine Schuld. Der kleine Marco, der nun mucksmäuschenstill auf seinem Platz zwischen ihnen sitzt, hat die ganze Zeit aufgeregt herum geschnattert und Maria hat immerzu wissen wollen, ob sie wirklich das Richtige tun. Dabei weiß sie doch, dass er links und rechts durcheinanderwirft, wenn er aufgeregt ist. Und heute ist er besonders aufgeregt.

„Nächster Halt, Merton Plaza Nord!“, verkündet die Lautsprecherstimme. Endlich!

Lorenzo nimmt den Jungen entschlossen an die Hand und drückt sich ungeachtet der empörten Blicke durch die Menge Richtung Tür. Kaum gleiten die Türen zur Seite, springt er aus der Bahn, zieht Marco hinter sich her und rennt den breiten, schnurgeraden Bahnsteig entlang zum nächsten Rollsteig.

„Lorenzo, Lorenzo, da hinten, da sind Aufzüge!“, ruft Maria, die den Beiden nacheilend in die entgegengesetzte Richtung deutet.

Doch Lorenzo ist bereits am Rollsteig angelangt.

„Hier geht’s schneller nach oben“, ruft er über die Schulter zurück und setzt seinen Fuß auf die erste Stiege.

Stufe um Stufe hastet er empor, schlängelt sich durch die Menschenmenge, vorbei an gleichförmigen Anzügen und Kostümen, an fremden, nichtssagenden Gesichtern. Egal, ob die ihn für ungehobelt halten, jetzt zählt jede Minute. Hinter sich hört er seine Frau in ständiger Wiederholung Entschuldigungen ausstoßen, während sie sich zwischen den Rollsteigfahrem hindurchdrückt, um mit Mann und Sohn Schritt zu halten. Lorenzo entschuldigt sich nicht, wenn er anrennelt oder auf Füße tritt. Nicht bei denen! In die Metropole hätte er keinen Fuß gesetzt, wenn es nicht so dringend, so notwendig gewesen wäre. Die große Stadt ist ihm nicht geheuer und seine Abneigung wächst mit jedem weiteren Meter, den die Rolltreppe ihn nach oben trägt.

Am Ende angelangt dehnt sich vor ihm ein Platz aus, dessen Weite ihn schwindeln lässt. Hat ihm die bedrohliche Enge der Schnellbahn wenigstens Halt gegeben, so verliert er sich nun in der Endlosigkeit. Der Marktplatz in seinem kleinen Städtchen, dessen samstägliches Gewusel ihm regelmäßig Unbehagen bereitet, passt hier hundertfach hinein. Der Anblick der Menschenmasse, die Ameisen gleich über den glänzenden Steinboden wimmeln, schnürt ihm die Kehle zu, seine Blicke irren hin und her. An den Rändern der Plaza schießen gläserne Fassaden in die Höhe, verlieren sich im Nichts. Darüber schwebt irgendwo zwischen Himmel und Erde, kaum wahrnehmbar, eine gläserne Kuppel. In der Mitte der Plaza prangt ein vierzig Meter hohes Wasserspielensemble aus Stahl und Glas, von dem es plätschert, rieselt und über Kaskaden in die Tiefe stürzt.

Mit großen Augen dreht Lorenzo seinen Kopf. Eine Lücke zwischen den hastenden Menschen gibt den Blick auf die andere Seite frei. Auch dort recken sich Häuser in schwindelerregende Höhen empor. Zwischen den Häuserschluchten schiebt sich der nicht enden wollende Verkehr wie an einer Perlenschnur im Schrittempo seinem Ziel entgegen.

Ein unsanfter Stoß in seinen Rücken löst Lorenzo aus seiner Starre, das Blut schießt ihm heiß in den Kopf.

„Heh, was soll das!“, bellt er einem davoneilenden Mann in anthrazitfarbenen Metropolanzug nach. Erneut wird er angerempelt. Aufgeregt blickt Lorenzo sich um. Überall um ihn herum ertönt Stimmengewirr, Gesicht um Gesicht, Menschen allen Alters wimmeln an ihm vorbei. Er sieht empörte Mienen, hört abschätzige, boshafte Bemerkungen. Erst jetzt wird ihm bewusst, dass er kaum einen Meter vor dem Ausstieg des Rollsteigs verharret, ein Hindernis im frühmorgendlichen Verkehr, ein unheimlicher Fremdkörper im Tagesablauf, um den die drängelnden Passanten lieber einen großen Bogen machen würden.

Endlich ist Maria da, die ihn aus dem nicht versiegen wollenden Menschenstrom zur Seite zieht.

„Wo müssen wir jetzt hin?“

„Ich glaube, da drüben. Wir sind auf der falschen Seite. Wir müssen da drüben hin“, antwortet Lorenzo.

„Papa, nein. Wir müssen nach rechts. Hier steht’s“, mischt sich Marco ein und hält dem Vater seinen linken Arm hin, dessen Handgelenk ein silberner Miniholo umgibt. Auf dem zwei Zoll großen Bildschirm seines Minis zeigt sich eine Abbildung der Plaza, an dessen Rand ein grüner Punkt leuchtet. Lorenzo wuschelt seinem Sohn wohlwollend durchs dichte braune Haar.

„Das hast du gut gemacht, Kleiner!“

Doch im gleichen Moment fällt Lorenzo wieder ein, dass es die klare Anweisung gab, sie sollten ihren Standort abschalten. Grob fasst er Marco am Arm und tippt auf dessen Mini, bis der Bildschirm völlig verlöscht.

„Jetzt aber schnell!“, herrscht er Maria an und läuft in die Richtung, die Marco ihm gezeigt hat.

Sie eilen quer durch die Massen hinüber auf die südliche Seite der Plaza, wo gläserne Lifte an der Fassade eines Mehrzweckturmes hinauf und hinab surren.

Sie sollen den rechten nehmen, der wird direkt vor dem Apparte-

ment halten. Keinen anderen! Das ist Lorenzo bei dem letzten Treffen vor drei Wochen eingeschärft worden. Und dass sie ja pünktlich sind! Doch sie sind bereits fünfzehn Minuten über der Zeit. Der rechte Lift kommt nicht. Es kommt überhaupt kein Lift. Die glänzenden Kabinen haben alle an irgendwelchen Etagen gehalten und wollen sich partout nicht weiterbewegen. Zudem ist der kleine Platz, um den sich die Liftzugänge gruppieren, seltsam leer und verwaist. Maria, Marco und Lorenzo sind die einzigen Wartenden und niemand anderes gesellt sich zu der kleinen Familie.

„Komm Lorenzo, lass’ uns umkehren. Heute geht alles schief. Das wird kein gutes Ende haben, wenn das so anfängt“, bittet Maria ihren Mann.

„Das kommt nicht in Frage. Du weißt genau, was auf dem Spiel steht. Irgendwann kommt wieder so ein Berater und will ihn nochmal untersuchen und dann ist es vielleicht aus“, erwidert er und drückt auf sämtliche Schaltflächen.

Endlich kündigt auf der linken Seite ein leises Ping einen von unten kommenden Lift an. Maria warnt noch: „Wir sollen nur den Rechten nehmen!“

Doch Lorenzo hat Marco fest an der Hand gepackt und drängt sich durch die sich öffnende Tür in die Kabine hinein. Unter leisem Protest folgt Maria ihnen rasch.

Beinahe stoßen sie mit dem einzigen weiteren Fahrgast der Kabine zusammen, einem großen, schlanken Mann in eng geschnittenem Metropolanzug, der überrascht von seinem Mini aufblickt. Nur Sekundenbruchteile braucht er, um zu erkennen, um welche Art von Leuten es sich bei der kleinen Familie handelt. Marias schlechtsitzendes, weißes Kostüm, das aus einer Zeit stammt, als sie noch vier Kilo mehr gewogen hat, Lorenzos unmodisches, stahlgraues Sakko mit den abgescheuerten Ärmelaufschlägen und Marcos verblichene Socken, die aus den viel zu kurzen Hosenbeinen ragen, sind aufdringliche Fremdkörper in dem glänzenden Lift. Der Mann rückt an die Wand und dreht sich zur Seite.

Lorenzo ist es egal. Er hat diese Fahrt für Marco angetreten, er hat viel Geld dafür bezahlt. Also haben auch sie das Recht, hier in diesem Aufzug zu sein. Die Kabine schießt in die Höhe und Marco beginnt zu zittern. Er sucht die Hand seiner Mutter.

„Du brauchst keine Angst haben. Du wirst nichts merken. Und es wird alles gut“, flüstert sie ihm beruhigend zu.

Der Fremde brummelt etwas Unverständliches in Richtung Decke. Dann hält der Lift auch schon wieder. Der Mann steigt aus und wirft einen mitleidigen, zugleich wohlwollenden Blick auf Marco, wie ein Arzt zu einem unheilbaren Kranken.

Die gläserne Tür schließt sich und der Lift setzt sich wieder in Bewegung. Maria blickt dem Fremden nach, der unschlüssig auf dem Flur verweilt.

Wieder hält der Lift. 45D17 steht an der Wand gegenüber. Sie sind auf der richtigen Etage, doch auf der falschen Seite. Maria seufzt leise, während Lorenzo schon wieder vornweg davoneilt. Zum Glück hat er diesmal den richtigen Weg gewählt und sie stehen wenig später schweratmend vor einer Tür mit der Nummer 45G19. Hinter der gläsernen Wand sehen sie eine geräumige Arztpraxis, in der großer Andrang herrscht.

Lorenzo legt seine fleischige Handfläche auf das Anmeldepad an der soliden Metalltür. Es geschieht nichts. Er legt wieder seine Hand auf das Pad. Warum funktioniert es nicht? Er hat doch seinen Handabdruck extra abspeichern lassen.

„Lorenzo, hier stimmt `was nicht. Bitte lass uns zurückfahren!“, raunt Maria ihm zu.

Lorenzo blickt auf Marco hinab, der unruhig von einem Bein aufs andere hüpf. Nein, sie können nicht mehr umdrehen. Sie haben sich zu der Operation entschlossen, weil es das Beste für den Jungen ist.

Endlich öffnet sich die Tür einen Spalt. Eine junge Frau, mit einem derart exakt geschnittenen Gesicht, dass sich Maria unwillkürlich fragt, ob es echt oder eine Maske ist, blickt sie streng an.

„DelPietro? Sie sind spät, sehr spät!“

„Wir wissen es, es tut uns auch leid. Aber wir hatten Schwierigkeiten mit der Schnellbahn“, antwortet Maria rasch, noch bevor ihr Mann etwas Dummes sagen kann.

Die junge Frau zögert.

„Geht es trotzdem noch? Bitte! Es ist wichtig für Marco!“, setzt Maria flehend hinzu.

Die Frau blickt auf Marco, Maria und dann auf Lorenzo, der den eben erhaltenen Stüber von Maria verstanden hat und den Mund hält. Die Sekunden verrinnen. Dann nickt sie endlich und lässt die drei durch die halb geöffnete Tür herein. Vor deren Augen tut sich Leere auf. Keine geräumige Praxis, keine wartenden Patienten, kein Gewusel; hinter der sich leise schließenden Tür befindet sich nichts, außer einem großen kahlen Raum mit drei Stühlen, einem vorbereiteten OP-Tisch und einem breiten Durchlass in der gegenüberliegenden Wand.

Die Frau nimmt sich einen weißen bodenlangen Kittel vom Haken und zieht ihn über ihren nachtblauen Einteiler. Lächelnd wendet sie sich Marco zu, der sich nun noch enger an seine Mutter drängt.

„Dann lass uns mal anfangen, Marco. Auf dich wartet eine makellose Zukunft!“

* * *

Während Willi Eisler an einem regnerischen Dienstagmorgen mit der Schnellbahn der Untersuchung entgegenfährt, deutet nichts darauf hin, dass sich sein Leben jemals grundlegend ändern wird. Es ist ein gewöhnlicher Tag. Die Bahn ist um diese Zeit spärlich besetzt. Schräg gegenüber dösen ein paar heimkehrende Nachtschwärmer, zwei Sitzreihen weiter lamentiert ein alter Mann über die steigenden Preise. Draußen tupft der warme Sommerregen kleine Wasserperlen an das Fenster der Bahn, die vom Fahrtwind zu Linsen zusammen-